

Ray Carney (Hg.): Cassavetes über Cassavetes

Frankfurt/Main: Verlag der Autoren 2003, 690 S., ISBN 3-88661-256-2, € 28,-

An diesem Wälzer wird so leicht niemand vorbeikommen, der sich für den unabhängigen Film im allgemeinen und den amerikanischen Visionär John Cassavetes (1929-1989) im speziellen interessiert. In zehnjähriger Arbeit hat Ray Carney aus zahllosen Quellen das kompiliert, was die Autobiografie seines Freundes, Gesprächspartners und Forschungsobjektes Cassavetes hätte sein können: ein schonungsloses Buch über Lust und Frust eines Egomane und überzeugten Autodidakten, über die sture Verweigerung des kommerziellen Filmbetriebes und die Suche nach Wahrheit in der Kunst. Eine Leidensgeschichte, deren Protagonist freilich nicht zum Märtyrer taugt, denn zu offensichtlich sind seine Fehler, seine Rechthaberei, sein Hang zur Selbstdarstellung und sein unbändiges Vergnügen am Affront, kurz: das Talent des Helden, sich, seiner Familie und seinen Mitstreitern das Leben schwer und nicht selten zur Hölle zu machen; ein Buch über einen schwierigen Menschen also, das nebenbei mit allerlei Mythen aufräumt.

Aber ebenso ein ungeheuer facettenreiches Buch über das Filmemachen und über Filme, die den Betrachter fordern und überfordern und doch durch ihre melancholische Ernsthaftigkeit rühren können. Cassavetes: Ein New Yorker griechischer Herkunft, kleingewachsen, ambitioniert, wild, ein junger Schauspieler, der mit Mitte zwanzig ein paar erfolglose Schauspielerkollegen und Schüler um sich versammelt, eine freie Bühne gründet und sich in den Kopf setzt, einen Film zu machen. Am Ende seines Lebens hat er zwölf Filme gedreht, fast alle mit schmalstem Budget, finanziert durch ungeliebte Jobs als Hollywood-Schauspieler und angewiesen auf die Unterstützung von Freunden. Davon ist viel die Rede in diesem Buch, vom beschwerlichen Kampf um Geld und Technik, von gelegentlichen Lügen zur Verwirklichung einer Idee, von Manipulationen und Tricks

und von extremen physischen und psychischen Belastungen. Wem Cassavetes' wahnhafte Vorstellung, der zufolge ein Zweck sehr, sehr viele Mittel heiligt, Unbehagen bereitet, der wird dennoch Hochachtung für den Mut, die Ausdauer und Begeisterungsfähigkeit dieses Außenseiters aufbringen. Cassavetes ist neue Wege gegangen und unterwegs hat er Menschen – darunter oft Anfänger und Amateure, aber ganz sicher auch seine Frau Gena Rowlands – zu Höchstleistungen angetrieben. Er schenkte ihnen das unbedingte Vertrauen, jene entscheidenden, existenziellen Momente im Zusammenspiel zu entdecken und sichtbar zu machen, die sich seiner Tätigkeit als Regisseur entzogen.

Die amerikanische Mittelklassen-Familie und deren konfliktreiches Miteinanderauskommen sind das Thema von Cassavetes und seinen persönlichen, oft autobiografisch gefärbten Verhaltensstudien. Dabei lehnt er alle Genreformeln ab, alles Klischeehafte, alles Melodramatische. Vielmehr entwickelt er mit den Schauspielern Figuren, die eben keine Typen oder Modelle abgeben, sondern komplizierte soziale und emotionale Prozesse und Entscheidungen der Beteiligten reflektieren. Unbeleckt von postmoderner Skepsis, so scheint es, wollen die Filme das ‚wahre Leben‘ mit all seinen Widersprüchen und unerklärlichen Momenten abbilden und zwar mit dem deutlichen Wunsch, den Betrachter zum Nachdenken über seine eigene Existenz anzuregen. Der erste Schritt dahin ist für Cassavetes die Reflexion des eigenen künstlerischen und gesellschaftlichen Verständnisses und desjenigen seiner Mitarbeiter. Gegenüber solchen Fragen spielen die Bedingungen der Filmtechnik eine ganz untergeordnete Rolle.

Vor allem die europäische Kritik bejubelte Cassavetes' Filme und er gewann auch einige Oscars. In seinem Heimatland wollten gleichwohl nur enttäuschend wenige Menschen seine Werke sehen und ein so großartiger Film wie *Opening Night* (1976/77) fand tatsächlich erst Ende 2003 in ein paar deutsche Kinos. Es war ein geradezu tragischer Irrtum von Cassavetes, ein Publikum außerhalb der Arthouse-Kinos anzustreben, das eigentlich nichts von ihm wissen wollte. Potentiell Gleichgesinnten unterstellte er dagegen pseudointellektuelle Ansichten.

Was die wissenschaftliche Nutzbarkeit des Buches angeht, so steht der Leser etwas ratlos da. Denn der Herausgeber Carney hat das Buch aus Massen von anscheinend sehr heterogenem Material (Interviews, Drehunterlagen, Notizen von Cassavetes, Informationen von Beteiligten) zusammengestellt und greift immer wieder erläuternd, kommentierend und korrigierend ein. Das liest sich meist gut und flüssig, auch wenn Carney gelegentlich unnötige, ja einfältige Bemerkungen einfügt. Der Entstehungszusammenhang der Texte gerät völlig aus dem Blick und wird auch nicht durch Nachweise und Datierungen überprüfbar gemacht. Wann und wo Cassavetes was zu irgendwem gesagt hat, lässt sich bedauerlicherweise nicht mehr nachvollziehen. Etwas zu bemängeln sind auch die oft dummen Bildunterschriften zu den leider nicht sehr zahlreichen, im übrigen aber interessanten Fotos sowie das Fehlen einer Filmografie. Indessen mindern solche kleinen

Einwände nicht den Stellenwert dieses immens vielschichtigen Portraits über einen Regisseur, dessen eigenwilliges Werk vieles von heute sehr alt aussehen lässt.

Philipp Stiasny (Berlin)